

Prolog

Was für ein Gefühl?! Gänsehaut. Prickelnd überzog sie Raffaels ganzen Körper. Anders als man es vielleicht hätte vermuten können, bestand allerdings überhaupt kein Grund zur Besorgnis. Im Gegenteil. Er genoss es. Er litt an einer Krankheit, die allgemein unter der Bezeichnung Lampenfieber bekannt ist. Endlich. Er hoffte, dass die Krankheit einen chronischen Verlauf nehmen würde. Seit er denken konnte, hatte er von dieser Gelegenheit geträumt und jetzt war sie da. Er, Raffael Obel, würde sich ab heute mit Fug und Recht Schauspieler nennen dürfen. Schließlich spielte er den Benedikt, einen Edelmann aus Padua, in Shakespeares Komödie *Viel Lärm um nichts*. Ein feiner Schweißfilm bildete sich auf seiner Stirn. Ob man womöglich an Lampenfieber sterben konnte? Selbst wenn, dachte Raffael. Das wäre ein wundervoller Tod. Aber es wäre schön, wenn dieser ihn wenigstens auf der Bühne ereilen würde. Er freute sich über das lebendige Kribbeln auf seiner Haut und darüber, dazuzugehören.

Naturgemäß ging es vor einer Premiere hinter der Bühne hektisch zu. An einige Kostüme musste letzte Hand angelegt werden. Lose Knöpfe wurden festgenäht und geplatzte Nähte geschlossen, weil die Figur ungewollt an Größe dazu gewonnen hatte. Die Bühnentechnik wurde ein letztes Mal getestet. Schließlich hatten sich alle Beteiligten gegenseitig „Toi, toi, toi“ gewünscht.

Raffael wurde umarmt, warme Wangen hatten seine schüttel-fröstelnden Wangen berührt und ständig hatte irgendwer so getan, als würde er einem anderen über die Schulter spucken. Das brachte angeblich Glück. Aberglaube fand sich unter Schauspielern in einem weitverbreiteten Ausmaß. Da konnte ein plötzlich verschwundenes Maskottchen eine mittlere Katastrophe auslösen. Er beneidete die Kollegen, die bereits auf der Bühne standen. Die nicht mehr, wie er, im Hintergrund auf ihren Auftritt warten mussten, sondern schon agieren durften und dabei spielend ihre Anspannung abbauen konnten. Sein Körper war von den Haar- bis zu den Fußspitzen mit Adrenalin vollgepumpt. Natürlich wusste er, dass es ohne Spannung nicht ging. Sie sorgte für die notwendige Konzentration.

Raffael äugte um die Ecke in den Großen Saal des Stadttheaters Koblenz. Die Vorstellung war nahezu ausverkauft. Im Parkett und auf den Rängen saßen elegant gekleidete Menschen, die er nur als eine gesichtslose Masse wahrnahm, und die sich – hoffentlich – freuten, dieser Premiere beiwohnen zu können. Gerade lachte das Publikum herzlich und applaudierte wohlwollend. Na also, Shakespeare kam eben niemals aus der Mode. Die Zuschauer schienen gut drauf zu sein.

Und dann war es soweit. Raffael Obel, fünfundzwanzig Jahre alt und erfolgreicher Absolvent der Schauspielschule, betrat mit vier weiteren Schauspielkollegen die Bühne. Mit selbstsicherem Schritt. Er fand, dass er in dem extra für ihn geschneiderten Gewand hervorragend aussah. Wenige Momente später sprach er seinen ersten Satz: „Zweifeltet ihr daran Signore, dass Ihr sie fragtet?“ Das hatte doch super funktioniert. Nach einer Weile hatte er vergessen, dass ihm nahezu vierhundert Menschen zusahen. Er spielte und spielte, während er gleichzeitig Stolz und Glück empfand.

Dumm, dass der Rausch plötzlich in der ersten Szene des zweiten Aufzuges vorbei war. Ein heftiger Hustenanfall in einer der vorderen Parkettreihen verursachte Unruhe im Publikum. Es klang wie das Bellen eines böartigen Hundes, hallte durch den Großen Saal und breitete sich nach oben und zur Seite aus. Raffael spähte angestrengt in die Richtung, aus der der Tumult kam. Er bemühte sich, seine Augen trotz des dämmrigen Lichts auf das einzustellen, was sich vor ihm abspielte. Er erkannte, dass Nebensitzende sich um die Person mit dem Hustenanfall kümmerten und es sich um eine Frau handelte. Die Sitznachbarn schlugen ihr auf den Rücken, beziehungsweise zogen ihr die Arme nach oben. Er hörte, dass jemand „Machen Sie Platz, ich bin Arzt“, rief und sah einen Mann, der sich daraufhin durch die Reihen kämpfte. Die Technik schaltete die Lichter an den Seiten an. Die Aufführung auf der Bühne stand still. Häuse auf den oberen Rängen wurden lang und länger, um zu sehen, was unten geboten wurde. So sehr der junge Schauspieler sich auch anstrebte, er konnte nicht genau erkennen, was sich vor ihm tat. Irgendwann war der Anfall vorbei.

In den ersten Reihen kehrte wieder Ruhe ein. Dann konnte es ja weitergehen. Raffael öffnete den Mund und heraus kam ... kein einziges Wort. Verstört bemerkte er, dass in seinem Kopf eine gähnende Leere Einzug gehalten hatte. Er hatte einen Hänger. Ein Albtraum. Verzweifelt versuchte er, sich an seinen Text zu erinnern. Hilfesuchend schaute er in die Ecke schräg rechts von ihm, in der auf einem Drehstuhl die Souffleuse saß. Er fühlte, wie das Publikum erneut unruhig wurde, anfang zu tuscheln, immer lauter, während er auf der Bühne eine mehr als traurige Figur abgab. Seine erste Rolle mit einem Vertrag und schon am Premierenabend fehlten ihm die Worte.

Renate, die Souffleuse, schaute ihn hämisch an und sagte keine Silbe. Dabei hätte sie nur das erste Wort seines Textes flüstern müssen, und er hätte sofort gewusst, wie es weitergegangen wäre. Aber nichts passierte. Blöde Kuh, schoss es Raffael durch den Kopf. Er wusste, dass Renate ihn auf den Tod nicht leiden konnte. Allerdings hatte er sie für professioneller gehalten. Was konnte er dafür, dass er die Rolle bekommen hatte und nicht ihr Neffe Martin. Martin, der es kaum fertig brachte, einen Satz geradeaus zu sprechen. Der, wenn es überhaupt so weit kam, immer so spielte, als stünde er kurz vor einem epileptischen Anfall. Seine Tante hatte sich sogar bei der Intendantin beschwert. Ohne Erfolg. Raffael kramte in seinem Gedächtnis, aber es wollte ihm partout nichts einfallen. Ihm kam es vor, als würde er schon seit einer Ewigkeit schweigend auf der Bühne stehen.

Das Gewisper im Zuschauerraum hatte sich mittlerweile fast zu normaler Zimmerlautstärke gesteigert. Erst ein Hustenanfall, dann ein Stummfilm. Heute wurde wirklich etwas geboten.

„Junge, mach weiter“, rief jemand. „War bis jetzt doch prima.“ Die Worte wurden von zustimmendem Gemurmel unterstützt.

„Sollte ich diesen Kavalier finden, so will ich ihm erzählen, was Ihr von ihm sagt“, flüsterte es plötzlich neben ihm. Dankbar sah er Theresa an, seine Kollegin und Partnerin in diesem Stück.

„Sollte ich diesen Kavalier finden, so will ich ihm erzählen, was Ihr von ihm sagt“, proklamierte er erleichtert und das Publikum

applaudierte höflich. Danach lief alles wieder wie geschmiert. Er hatte keinen einzigen Hänger mehr. Das wirst du mir büßen, Renate, schwor er sich. Du alte, missgünstige Schlange.

Renate Oster machte sich für den Heimweg fertig. Sie ärgerte sich, denn eigentlich hatte sie im Theater bleiben wollen. Aber so, wie die Dinge gelaufen waren, ging sie lieber erst mal nach Hause. Als Erstes wickelte sie sich einen warmen langen Schal in mehreren Schleifen um den Hals. Es war Ende Februar und ungemütlich kalt und widerlich feucht in Koblenz. Wenn Schnee fiel, vermatschte er innerhalb kürzester Zeit zu einer schmutzig-braunen Masse, in der man sich die Schuhe versaute. Dieser Umstand verstärkte ihre Übellaunigkeit noch um einige Grade. Sie verspürte eine tiefe Unzufriedenheit mit dem Verlauf der heutigen Premiere. Deshalb empfand sie auch keinerlei Bedürfnis an der rauschenden Party teilzunehmen, die im Moment in der Kantine gefeiert wurde. Das brauchte sie jetzt nicht, dass sich alle gegenseitig auf die Schultern klopfen und sich versicherten, wie toll sie alles in den Griff bekommen hatten.

Wahrscheinlich hätte man ihr ohnehin nur dumme Fragen gestellt. Ärgerlich, dass der Obel sich tatsächlich nach seinem Aussetzer wieder gefangen und bis zum Schluss des Stückes einen fehlerlosen Part hingelegt hatte. Das hätte sie ihm gar nicht zugetraut. Das Publikum hatte ihn, restlos begeistert von der nach dem Hänger einwandfreien Leistung, mit einem für Koblenzer Verhältnisse geradezu frenetischen Applaus gefeiert. Der hatte Nerven, das musste sie ihm lassen. Trotzdem mochte sie ihn nicht. Er hatte ihren Neffen Martin ausgestochen und damit hatte sie nicht gerechnet. Trotz einiger Spannungen hatte sie angenommen, dass es ihr gelungen war, die Intendantin durch einige stichhaltige Argumente zu überzeugen, dass Martin der Richtige für die Rolle war.

Sie verließ das Theater durch den Hintereingang. Im Moment schneite es zwar nicht, dafür schüttete es wie aus Kübeln. Ein kalter unangenehmer Regenguss und sie hatte ihren Schirm vergessen. Zum Glück war es nicht weit bis zu ihrem Zuhause.

Sie zog den Schal auseinander und über den Kopf und ging die Clemensstraße hinauf Richtung Altstadt. Dort bewohnte sie eine kleine Zweizimmerwohnung mit Blick auf den Münzplatz.

Etlliche Mitglieder des Theaterpersonals wohnten in der Nähe des Schauspielhauses. Eindeutig ein Vorteil, wenn man erst in der Nacht nach Hause kam und am anderen Morgen wieder früh zur Probe raus musste. Erst durch die dunkle Nacht zum Auto laufen und anschließend kilometerweit durch die Gegend fahren zu müssen, fanden die meisten wenig erstrebenswert. Und um diese Uhrzeit mit öffentlichem Personennahverkehr gemütlich heimzufahren zu werden, war in Koblenz, wenn überhaupt, nur im Stundentakt möglich. Vor allen Dingen im Winter war das eine äußerst unangenehme Angelegenheit.

Renate fröstelte. Es war heute später geworden als sonst, sie hatte noch in der Garderobe ausgeholfen und den Schließdienst übernommen, während aus Richtung Kantine zufriedenes Stimmengemurmel und leise Musik an ihre Ohren schwappten. Ihren Einsatz hatte sie zwei Garderobieren und einer Schließerin zu verdanken, die mit dicken Erkältungen das Bett hüteten. Kein Wunder, bei dem Wetter. Die Straßen waren menschenleer. Wer nicht draußen sein musste, freute sich darüber, in der warmen Stube sitzen zu können.

Sie hastete über die Ampel in der Gördenstraße, die rot leuchtete. Es war ihr egal, denn weit und breit fuhren keine Autos. Aber etwas anderes stimmte nicht. Mit einem Mal überkam sie das Gefühl, dass ihr jemand folgte. Renate drehte sich um, es war niemand zu sehen. Sie eilte weiter und versuchte, im Schutz der Überdachungen der Geschäfte zu bleiben. Der Schal war bereits klatschnass, sie konnte die Feuchtigkeit auf ihrem Haar spüren. Sie sehnte sich nach einer Tasse heißen Tee, oder noch besser, nach einem dampfenden Teller Gemüsesuppe und einer warmen Dusche. Sie bedauerte sehr, dass es in ihrem Zuhause keine Badewanne gab. Die hätte sie im Moment gut gebrauchen können. Morgen um elf stand die nächste Probe auf dem Programm. Da musste sie fit sein. Um keinen Preis wollte sie sich eine Erkältung

einfangen. Die Intendantin war ohnehin nicht sonderlich gut auf sie zu sprechen. Krankheitsbedingt zu fehlen konnte sie sich im Moment nicht leisten.

Außerdem musste sie morgen unbedingt mit Martin reden. Er verließ sich darauf, dass es endlich einmal eine anständige Rolle für ihn geben würde. Der gute Junge bemühte sich so. Er war fleißig und nach fester Überzeugung seiner Tante auch talentiert. Seine Nervosität machte ihm manchmal einen Strich durch die Rechnung. Das war schade. Renate wusste genau, wie er sich dabei fühlte. Ihr war es in seinem Alter genauso ergangen. Sie hatte sich für einen aufgehenden Stern am Theaterhimmel gehalten. Leider hatte sie sich getäuscht. Sie erlosch, ohne jemals richtig gestrahlt zu haben. Seither hatte sie sich oft gefragt, ob sie zu schnell aufgegeben hatte, ob sie ihr Ziel nicht hätte intensiver verfolgen müssen.

Apropos verfolgen. Sie lauschte in die regnerische Nacht. Da war doch ein Geräusch gewesen! Sie drehte sich nochmals um, wesentlich schneller als beim ersten Mal. Ein Schatten huschte hinter ihr um eine Hausecke. Sie spürte ihr Herz im Hals pochen und spähte angestrengt in die Dunkelheit. Es war niemand zu sehen, der Schatten war verschwunden. Die einzigen Bewegungen wurden vom Regen verursacht, der ausgiebig vom Himmel fiel und in die Pfützen plätscherte.

Sie bog nach rechts in die Löhrrstraße ein. Nur noch wenige Meter, dann war sie zu Hause. Den Rest des Weges legte sie im Laufschrift zurück.

Sie bedauerte, dass sie vorhin lediglich geschwiegen und Raffael keinen falschen Einsatz gegeben hatte. Irgendetwas aus einem gänzlich anderen Stück. Zum Beispiel was aus Goethes *Faust*. Dann hätte das Publikum den Fehler sofort bemerkt. Die Gretchenfrage „Sag, wie hältst du's mit der Religion?“ hätte prima gepasst. Dann hätte jeder gleich gewusst, dass Raffael sich in einem völlig falschen Film befunden hätte. Das wäre eine Blamage gewesen. Renate war sich sicher, dass er es ihr nachgeplappert hätte, denn in solchen Momenten überlegten die Schauspieler nicht lange, sondern nahmen die angebotene Hilfe gerne an.

Ohne die Handschuhe auszuziehen, öffnete sie ihre Tasche. Wo war denn nur der blöde Haustürschlüssel? Sie schob Packungen Papiertaschentücher und Hustenbonbons zur Seite.

Da hörte sie direkt hinter sich ein klickendes Geräusch, so als ob jemand den Hahn einer Pistole spannen würde. Erschrocken drehte sie den Kopf. Es klickte nochmals. Eine Flamme zuckte auf. Direkt vor ihrem Gesicht. Von der dunkel gekleideten Person, die dafür verantwortlich war, erkannte Renate nur die Umrisse, so finster war die Nacht.

Eine heftige Angst überkam sie. Ihr Atem ging keuchend. Mit fliegenden Händen wühlte sie in ihrer Handtasche. Die Geldbörse war ihr immer wieder im Weg. Sie stopfte sie hektisch in ihre Manteltasche. Endlich wurde sie auf dem Taschenboden fündig. Nervös fingerte sie den Schlüssel heraus. Es schien ihr eine Ewigkeit zu dauern, bis sie ihn ins Schloss gezirkelt hatte, während in ihrem Rücken ein ums andere Mal das Feuer aufflammte.

1. Kapitel

„Der Regen geht mir total auf die Nerven.“ Oberkommissarin Jana Reber stand mit verschränkten Armen am Fenster im Büro von Hauptkommissar Achim Toppel. Mit finsterem Gesicht schaute sie besorgt auf die Mosel. „Das Wasser steigt. Hoffentlich kommt da nicht was Schlimmes nach.“

„Oh, mach dir da mal keine allzu großen Gedanken drüber.“ Kommissar Philipp Kirchner hatte sich zu seinen Kollegen gesellt. „Du hast Wichtigeres zu tun. Wir haben eine Leiche im Stadttheater.“

„Das trifft sich ja gut“, bemerkte Achim ironisch. „Da wolltest du doch sowieso mal wieder hin, Jana.“

„Stimmt“, bestätigte die Oberkommissarin, die nicht nur Achims berufliche Partnerin, sondern auch seine private Lebensgefährtin war. „Allerdings hätte ich mir lieber eine gelungene Vorstellung angeschaut. *Viel Lärm um nichts* steht auf dem Spielplan. Wollen wir mal schauen, wie der Tote sich da einfügt?“

„Die Tote“, klärte Philipp seine Kollegen auf.

„Name?“, erkundigte sich Jana.

„Weiß ich nicht“, musste ihr junger Mitarbeiter zugeben. „Aber das findet ihr schon raus. Der Rettungsdienst hat angerufen, allerdings, weil es nichts mehr zu retten gab.“

„Herzinfarkt oder was anderes Natürliches scheidet wohl aus?“, hakte Jana ohne viel Hoffnung nach.

„Definitiv, sie ist offensichtlich erdrosselt worden. Ich habe dem Notarzt gesagt, dass er dafür sorgen soll, dass sich niemand am Fundort aufhält.“

„Das hast du gut gemacht.“ Die Kommissarin zog ihre graue Steppjacke an, kuschelige Schützer gleicher Farbe über die Ohren und eine Schirmmütze über den Kopf. Dass sie mit diesen Accessoires aussah wie *Mickey Mouse*, interessierte sie nicht. Sie hasste dieses kalte, regnerische, windige Winterwetter. Ebenso die dazugehörige Dunkelheit. Seit Wochen wurde es tagsüber nicht mehr richtig hell, aber zum Ausgleich war es schon nachmittags um fünf zappenduster. Ätzend. Sie plädierte jedes Mal, wenn die Tage dunkler und feuchter wurden, dafür, einen kleinen Winterschlaf einzulegen. Ihr Rauhaardackel Henry praktizierte das seit Jahren. Er lag mehr oder weniger die ganze Zeit faul auf seiner Decke, oder wie momentan unter dem Schreibtisch seines Frauchens, und unterbrach die Gammelei nur zum Fressen und Gassigehen. Aber bitte nicht so lange, war ja schließlich nasskalt.

„Dann wollen wir mal.“ Jana war bereits an der Tür. „Wann kommt man schon mal umsonst ins Theater?“

Achim griff nach seiner Lederjacke. „Ich hoffe, du meinst kostenlos, umsonst wäre schade.“ Für wärmere Bekleidung war es Achim schon lange nicht mehr kalt genug. „Halt dich bitte zu unserer Verfügung Philipp.“

„Klaro Boss.“

Als sie im Auto saßen, setzte der Hauptkommissar das Blaulicht auf das Dach und schaltete es ein. Nur die Warnleuchte, nicht das Signalhorn.

Seine Partnerin sah ihn erstaunt an. „Warum für die paar Meter diese Eile? Sie ist doch schon tot.“

„Ich habe keine Lust, ganz außen rum zu gurken.“ Seit einiger Zeit war die Straße zwischen dem *Schängelcenter* und dem neu errichteten Kulturbau für den Durchgangsverkehr gesperrt. Lediglich Busse, Taxen und Einsatzfahrzeuge durften durch. Die Mehrheit der Autofahrer hielt sich allerdings nicht an das Verbot, denn rechts oder links herumfahren bedeutete, je nach Verkehrsaufkommen, einen Zeitverlust von mindestens einer Viertelstunde. Also fuhr auch Achim einfach geradeaus, scherte sich nicht um rote Ampeln und war nach drei Minuten am Theater angekommen. Er parkte den Wagen vor dem Seiteneingang, der sich direkt neben dem Eingang des Hotels *Trierer Hof* befand.

Die Pförtnerloge des Theaters war unbesetzt. Jana vermutete, dass dies ungewöhnlich war. Stimmengewirr verriet, dass man über das Geschehene bereits aufgeregt diskutierte. Die beiden Ermittler folgten der Geräuschkulisse und landeten in der Kantine. An den wenigen Tischen drängten sich die Menschen. Ein Sanitäter und ein Notarzt kümmerten sich um die Theaterleute. Sie maßten Blutdruck, fühlten Puls und verabreichten Beruhigungsmittel.

„Guten Tag. Kriminalpolizei Koblenz, Achim Tippel und Jana Reber“, machte der Hauptkommissar auf sich und seine Partnerin aufmerksam.

Der Notarzt kam auf sie zu. „Das ging aber schnell. Ich habe Sie angerufen.“

„Danke Herr Doktor...?“

„Jürgens, Marcel Jürgens. Kommen Sie, ich bringe Sie zu der Toten.“ Der Arzt führte sie über steile und schmale Stufen zwei Treppen nach oben.

Da bekommt der Wunsch „Hals und Beinbruch“ doch eine völlig neue Bedeutung, dachte die Kommissarin.

Schließlich standen sie mitten in einem Bühnenbild. In einem altertümlich aussehenden Stuhl saß eine Frau, pummelig und recht klein, so um die 1,55 Meter, schätzte Jana. Die Person trug Winterkleidung und um ihren Hals war ein Schal geschlungen. Ob er das Instrument war, das eine Zeit lang zu fest zugezogen worden war? Ihr Gesicht war jedenfalls verfärbt. Ein Farbton,

der sich irgendwo zwischen blau und violett bewegte. Wenn man es nicht besser gewusst hätte, könnte das Ganze auch zu einem Kriminalstück gehören.

„Wer hat Sie angerufen?“ erkundigte sich die Kommissarin.

„Martin Oster. Ein Schauspieler. Er liegt unten in der Kantine auf dem Boden.“

„Wissen Sie, wer die Frau ist?“

„Renate Oster, die Tante von Herrn Oster. Sie ist, Entschuldigung, war, hier als Souffleuse beschäftigt.“

„Dann werden wir mal unseren Rechtsmediziner und unsere Spusi dazubitten. Wie lange muss sich der Neffe der Toten denn noch erholen?“

„Lassen Sie ihn noch ein bisschen liegen. Der war blass wie ein Leinentuch, als wir angekommen sind.“

„Alles klar, danke.“

Die Wartezeit auf die Kollegen verbrachten Jana und Achim damit, sich ein wenig im Großen Saal des Theaters umzusehen. Die Oberkommissarin wusste, dass es sich um ein altes Haus handelte, das in diesem Jahr seinen 225. Geburtstag feierte und über einen ganz besonderen Charme verfügte. Man konnte je nach Geldbeutel im Parkett, im Parkettrang, auf dem ersten und dem zweiten Rang und in der exklusiven Mittelloge Platz nehmen. Fast vierhundert Personen fasste das Theater. Die Sitze waren blau gepolstert, goldene Applikationen sorgten für eine gediegene Atmosphäre. Der Stuck entpuppte sich bei näherem Hinsehen als aufgemalt, die Illusion war nahezu perfekt gelungen.

Achim war eine kurze Treppe in den Zuschauerraum hinabgestiegen und schaute sich die Bühne von unten an. Er war, im Gegensatz zu Jana, kein sonderlich begeisterter Theatergänger. Meistens wurde Jana von ihrer besten Freundin Sybille begleitet. Vor dem Kulturgenuss gingen die beiden Damen fast immer etwas essen und danach etwas trinken. Das letzte Stück, das sie sich gemeinsam angesehen hatten, trug den Titel *Humankapital* und behandelte eine besondere Art von Bewerberverfahren in

der modernen Welt. Im Stück hieß dieses *Grönholm-Methode*. Es hatte Jana und Sybille tief beeindruckt. Ein junger Mann wurde zu einem Vorstellungsgespräch eingeladen und musste sich mit anderen Bewerbern messen. Was er, und auch das Publikum, erst gegen Ende der Vorstellung herausfanden, war, dass die übrigen Kandidaten Psychologen der Firma waren. Der arme Kerl wurde förmlich links und danach wieder rechts gedreht. Jana und ihre Freundin, die Psychotherapeutin war und über Mobbing mehr wusste, als ihr lieb war, waren sich einig. Solche Vorgehensweisen durfte es nie geben. Sie befürchteten allerdings, dass dies die Arbeitgeber, die zunehmend in ihren Beschäftigten reine Kostenfaktoren sahen, die hauptsächlich der Gewinnmaximierung im Wege standen, nicht sonderlich interessierte.

Irgendwo aus dem halbdunklen Zuschauerraum ertönte die Stimme von Achim. „*Ridendo corrigo mores*. Das steht über der Bühne. Was heißt das?“

„Durch Lachen verbessere ich die Sitten“, kam Janas Antwort prompt.

„Wow, was habe ich für eine gebildete Gefährtin.“

Jana grinste. „Für irgendwas müssen kleines Latinum und Abitur schließlich gut sein.“ Ab und zu machte es ihr Spaß, Achim daran zu erinnern, dass sie die höhere Schulbildung besaß. Zumal es ihren Respekt für die Karriere, die der Hauptkommissar als ehemaliger Hauptschüler hingelegt hatte, letzten Endes nur erhöhte.

„Schöner Spruch. Wenn sich da mal alle dran halten würden, wäre vieles einfacher auf dieser Welt.“

Während Achim unten durch die Stuhlreihen schlenderte, nutzte Jana die Gelegenheit, sich das Bühnenbild genauer anzuschauen. Sie hatte noch niemals zuvor hinter die Kulissen des Theaters geblickt. Sie wusste, dass gestern die Premiere von *Viel Lärm um nichts* gegeben worden war. Jana liebte Shakespeares Komödien, ganz im Gegensatz zu seinen Dramen, und bedauerte sehr, dass sie so lange keine mehr gesehen hatte. Das musste sich ändern.

Soweit sie das beurteilen konnte, war das Bühnenbild eher minimalistisch gehalten. Ein großer Tisch mit rauer Oberfläche,

der irgendwo im Grünen stand, dahinter die Andeutung eines schlossähnlichen Anwesens. Auf einem der rustikalen Stühle saß die tote Souffleuse. Hinter der Bühne befand sich eine Anlage, von der aus offensichtlich die Technik gesteuert wurde. Die Decke war extrem hoch. Gerüste wuchsen zu ihr empor.

Aus Richtung Seiteneingang vernahm Jana mehrere eilig gehende Füße. Georg, einer der Spurensicherer, kam mit einem riesigen Koffer auf die Bühne gestürmt, gefolgt vom Rechtsmediziner, der von einem nicht minder riesigen Koffer begleitet wurde. Die zwei trugen weiße Einmalanzüge mit Kapuze. Im Fahrwasser der beiden befand sich eine Frau, die Jana nicht kannte. Kaum hatte sie die Tote entdeckt, riss sie die Arme in die Luft und schrie: „Oh nein, Renate. Oh mein Gott, oh nein. Renate.“

Jana konnte gerade noch verhindern, dass sie sich auf die ermordete Souffleuse stürzte. „Nicht so hastig. Mordkommission Koblenz, Jana Reber,. Mit wem haben wir es zu tun?“

Die spindeldürre Frau rang nach Luft. Etliche blonde Haare hatten die Ordnung der Pagenkopffrisur verlassen und hingen ihr wirr ins Gesicht. In auffälligem Kontrast zu ihrer Haarfarbe trug sie eine Brille mit einem dicken, schwarzen Gestell. Durch die Gläser wirkten ihre grauen Augen unnatürlich groß, als ob sie eine Lupe auf der Nase tragen würde. Sie war, passend zur Sehhilfe, hauptsächlich in schwarze Kleidung gehüllt. Eng geschnittene Hose, eng anliegender Blazer, darunter eine weiße Bluse. Dazu noch lange Ohrgehänge mit mittelgrauen Perlen. So wie sie aussah, hätte sie wesentlich besser in ein Bestattungsunternehmen gepasst als in ein Schauspielhaus. Das Outfit sollte wohl Seriosität ausdrücken, wirkte aber eher wie Klamotten aus einem Ein-Euro-Laden. Billig. Aber da war noch was. Jana wackelte mit der Nasenspitze. Ja, sie konnte es eindeutig riechen. Die Anzeichen ließen keinen anderen Schluss zu. In der Luft lag ohne Zweifel der Geruch nach zickiger Ziege, einer stark geschminkten Ziege noch dazu. Diese Spezies konnte die Kommissarin überhaupt nicht leiden.

„Eveline Hassel“, stellte sich die Ziege vor. „Ich bin die Intendantin. Was ist denn passiert?“

„Das wissen wir zurzeit noch nicht.“ Achim war mittlerweile wieder auf die Bühne geklettert. „Könnten wir uns in Ruhe woanders unterhalten? Dann können unsere Kollegen ungestört ihre Arbeit erledigen.“

„Wie lange wird das denn dauern? Wir haben heute Abend Vorstellung.“

„Könnte sein, dass die ausfallen muss.“

„Das muss unbedingt verhindert werden, Herr Kommissar.“ Die Stimme der Intendantin schrillte durch den Theatersaal.

Achim wies zur Treppe. „Wir werden sehen.“

Während Georg den Tatort mit einem rot-weißen Band abspernte, stolperte Eveline Hassel auf schwarzen Zehn-Zentimeter-Absätzen von der Bühne, steuerte einen Aufzug an und zog die schwere Tür auf. „Bitte, wir gehen in mein Büro.“

Nachdem die Ermittler eingetreten waren, drückte die Intendantin die Nummer 4. Der Lift setzte sich ruckelnd und ächzend in Bewegung. Oben angekommen wackelte Frau Hassel, die es erkennbar Mühe kostete, ihr Gleichgewicht zu halten, durch einen schmalen Flur in Richtung ihres Büros. Warum nur tragen Frauen, die auf solch „highen Heels“ nicht laufen konnten, bloß solche gigantischen Stilettos, fragte sich Jana nicht zum ersten Mal. Das sah so lächerlich aus.

Als sie das Büro der Intendantin betraten, schnappte die Oberkommissarin erst mal nach Luft. Kalter Rauch waberte durch den Raum. Die Möbel wirkten wie vom Sperrmüll geklaut. Ohne Ausnahme. Es gab einen hölzernen Drehstuhl mit einer zerschissenen, vormals wahrscheinlich schwarzen Auflage. Einen Schreibtisch, der sich windschief gegen eine Wand stützte, sonst wäre er unter Garantie umgefallen. Kein Wunder, dass es so nach Rauch stank, denn auf dem Schreibtisch stand ein überquellender Aschenbecher. Gegenüberliegend bemühte sich ein Regal aus rohen Holzplatten darum, nicht unter der Last der Bücher zusammenzubrechen. Die Krönung des Inventars bestand aus einer Lampe mit einem rosafarbenen Schirm mit goldenen Troddeln dran. Besucherstühle suchte man vergebens. Die Einrichtung nährte in Jana die Vermu-

tung, dass es sich um eine Chefin handelte, die sich nicht dadurch auszeichnete, stets ein offenes Ohr für ihre Mitarbeiter zu haben. In Ermangelung einer Sitzgelegenheit lehnten sich die Ermittler gegen die Bänke von zwei winzigen Fenstern. Die Intendantin ließ sich auf ihrem Stuhl nieder und fummelte eine Zigarette aus einer XXL-Packung. Nachdem sie den Glimmstängel angezündet hatte, inhalierte sie gierig.

„Was für eine Tragödie“, seufzte sie.

Wohl nicht die erste, die sich in diesem Haus abspielte, dachte Jana. „Erzählen Sie uns etwas über Frau Oster.“

„Was soll es da groß zu erzählen geben? Sie war bei uns als Souffleuse beschäftigt. Außerdem hat sie, wenn Not am Mann war, auch mal in der Garderobe oder beim Schließdienst ausgeholfen. Unser Theater war für sie so etwas wie ihre Familie.“

„Seit wann hat sie als Souffleuse gearbeitet?“

„Auf den Tag genau weiß ich das nicht mehr. Als ich hier vor sieben Jahren anfang, habe ich ihr noch recht häufig kleine Rollen angeboten. Für die großen hat es bei ihr nie gereicht. Und irgendwann hat sie leider auch mit den kleinen zunehmend Schwierigkeiten bekommen. Sie hatte eine völlig falsche Selbsteinschätzung. Dazu kam, dass sie alles besser wusste, und damit die Kollegen und die Regie an den Rand des Wahnsinns getrieben hat. Ich habe ihr dann den Job als Souffleuse angeboten, um sie nicht mehr so oft auf der Bühne zu haben. Das ist ein ausgesprochen wichtiger Job und den hat sie auch richtig gut gemacht.“

„Und als Souffleuse hat sie es aufgegeben, den Rest der Mannschaft in den Wahnsinn zu treiben?“, fragte Jana ungläubig. Nach ihrer Erfahrung stellten sich „Meckertanten“ nicht von einem Tag auf den anderen um. Eingefahrene Charakterzüge verließen nicht so schnell ihre altbekannten Gleise.

Frau Hassels Drehstuhl ächzte bedenklich. „In der Tat. Das war vorbei. Ab und zu bekam sie noch einmal eine kleinere Rolle und damit war sie zufrieden. Zum Glück. Trotz allem hätte es mir leid getan, wenn ich sie hätte kündigen müssen. Theaterleute müssen sich aufeinander verlassen können. Das heißt nicht, dass man